

sozialetischen Kritiker O. von Nell-Breuning, sondern auch in manchen Arbeitskreisen? Und wie oft kam man von kirchlicher Innenarchitektur nicht los, wenn es darum gegangen wäre, zu zeigen, wie man christliches Zeugnis in der Gesellschaft und in ihren Gruppen einbringen oder lebendig machen kann? Wie oft langte man nach „gesellschaftskritischen“ Alibis, wenn man nicht zu artikulieren vermochte, an welchen konkreten Objekten die Gemeinde zu politischer Verantwortung aufgerufen ist?

Jede dieser Fragen ist eine gewaltige Einschränkung. Bleibt dann noch etwas übrig? Ja, vermutlich sogar sehr viel. Was hier aus den Arbeitskreisen aufgezählt wurde, läßt sich sehen. Wer es genau nachprüft, wird feststellen können, daß es sich mit Essen durchaus messen kann. Neben viel Deklarationen und Platitüden erbrachten sie immer noch genügend Konkretes, auch Verwirklichtbares, besonders im Bereich Gottesdienst und Verkündigung. In anderen Sektoren wurde Essen innerkirchlich (begrenzt durch das Thema Gemeinde) fortgesetzt, so in den verschiedenen Zweigen des Bildungsbereichs. Hier wurden Schwerpunkte sichtbar, die in nächster Zeit weiter diskutiert und vertieft werden müssen: Katechese, Erwachsenenbildung, anthropologische Gehalte der Bildungsplanung. In der politischen Bewußtseinsbildung schien man ebenfalls einen Schritt weitergekommen zu sein. Wohl haperte es wie schon in Essen mit den politischen Realien. Aber über allzu abstrakte und utopische gesellschaftskritische Ansätze hat man doch in einigen Bereichen zur sozialkritischen Konkretion gefunden: durch Aufdeckung struktur- oder traditionsbedingter Vorurteile, durch Bloßlegung diskriminierenden Verhaltens gegenüber Minderheiten. Das Gastarbeiterproblem wurde wenigstens ebenso häufig genannt wie das Rätssystem. Hier waren auch erste Früchte der Provokativgruppen nachweisbar. Beides war deutlich spürbar: das Ringen um die Erneuerung des Glaubensbewußtseins und um politisch verantwortbares Handeln. Dies waren die gleich starken Pole, um die der Katholikentag kreiste. Nur fehlte es an der Artikulierfähigkeit; deswegen im religiös-theologischen Bereich immer wieder die sozialpietistische Flucht in die „Sache Jesu“ bei Referenten und Diskutanten; deswegen auch die Flucht ins politische Spektakel, ohne daß man sich recht eingestehen wollte, daß es an Information und Urteilsfähigkeit fehlte: beispielsweise auch in entwicklungspolitischen Fragen. Artikulation kann hier nur gelingen im Dialog zwischen oben und unten, im Kirchlichen zwischen den Gruppen und den Bischöfen, im Politischen zwischen den Engagierten und den Verantwortlichen. Die gründlichere Pflege dieses Gesprächs müßte jedenfalls eine Konsequenz von Trier sein. Vielfach wurde besonders von evangelischer Seite (epd, Christ und

Welt) der Rückgang des ökumenischen Interesses in Trier bedauert. Da täuschte man sich vermutlich gründlich. Zwar mag trotz des reichen „ökumenischen“ Angebotes im Programm und des Aufrufs des Trierer Superintendenten an die evangelischen Christen, sich den Diskussionen anzuschließen, Trier nicht der rechte Ort zur Demonstration von Vollblutökumene gewesen sein. Der geringe Zustrom bei ökumenischen Themen wurde aber durchaus wettgemacht durch die breite Präsenz ökumenischer Anliegen in anderen Veranstaltungen. Hier dürfte Trier sogar eine Wende gewesen sein, die den Eintritt in die nüchterne Phase schrittweiser Realisierung auf Gemeindeebene bedeuten könnte. Ökumene kann nicht mehr als zwischenkirchlicher Stammtisch, sondern nur in glaubensbewußter Weltzuwendung weiterkommen. Dies hat der evangelische Gastredner auf der Hauptkundgebung, H. Zahrt, Hannover, deutlich gesagt.

War Trier aber so, warum hat es doch so schlechte Zensuren einstecken müssen? Vieles dürfte dabei mitgespielt haben bei Veranstaltern und Informanten. Zwei Umstände trugen aber sicher zu den schlechten Zensuren bei. Erstens gab es Fehlleistungen der Regie, die nicht wiederholt werden sollten: Zu Beginn und am Schluß zeigte man sich viel zu betulich und zu ängstlich. Immer wieder Mahnungen zur Geduld und Warnungen vor Substanzverlust und Spaltungen, ein durch seine rückwärts gewandten kirchlich-politischen Perspektiven mißverständenes und abgewertetes Eröffnungsreferat, eine fast nur mahnende Papstbotschaft und eine unter enormem Zeitdruck zustande gekommene, rein berichtende Schlußrede des ZdK-Präsidenten war für ohnehin mißtrauische Hörer zuviel an als lästig empfundener Konvention. Das ZdK, das gelegentlich dazu neigt, strategische Punkte durch Angehörige der eigenen Garde zu besetzen, wirkte diesmal nicht ganz überzeugend. Will man Teilnehmer und Beobachter nicht überfordern, wird man sich zudem zu einer thesenhaften Verkürzung der Einleitungsreferate entschließen müssen, die dem Publikum eingehen und umsetzbar sind. Auch ohne das Teamwork eines zusammenfassenden Forums wird man nicht auskommen. Das Großforum in Essen erregte zwar ängstliche Gemüter, war aber nicht in jeder Hinsicht ein Mißerfolg. Die Schlußkundgebung in Trier war kein Ersatz dafür. Sodann — und dies war entscheidender — fehlte in Trier der große, subjektiv aufrüttelnde Stoff. Es fehlte der große Konflikt; er fehlten die großen Gesten. Indessen haben sich die kleinen Konflikte, die kirchlich tiefer reichen als „Humanae vitae“, vervielfältigt. Deswegen das Labyrinth von Verlegenheiten, in das Trier geraten war. Diese gilt es nun erst einmal aufzuarbeiten. Resignation wäre da nur ein anderes Wort für Bequemlichkeit.

## Meldungen aus Kirche und Gesellschaft

### *Der Theologenkongreß in Brüssel*

Zum internationalen Theologenkongreß vom 12. bis 17. September in Brüssel konnte der Präsident der Stiftung „Concilium“, A. van den Boogaard, Nijmegen, etwas 1000 Theologen und Wissenschaftler „aus

32 Ländern, aus Afrika, Nordamerika und Südamerika, Asien und Europa, Angehörige der verschiedenen christlichen Konfessionen und theologischen Richtungen, Priester- und Laientheologen, Männer und

Frauen und last but not least sehr viele Mitarbeiter am „Concilium“ begrüßen. Das fünfjährige Bestehen der Zeitschrift „Concilium“ bot zu diesem Kongreß nur den äußeren Anlaß. Aus dem Gefühl der Resi-

gnation, das sich bei vielen eingeschlichen hat, da die Erwartungen des Konzils nicht erfüllt wurden, entstand vor zwei Jahren bei der Stiftung „Concilium“ der Plan, das erste Lustrum von „Concilium“ als einen Arbeitskongreß mit dem Thema „Die Zukunft der Kirche“ zu begehen. Die Zielvorstellungen gingen dahin, dieser Kongreß möge gemeinsame Richtlinien formulieren, die als grundlegende Prinzipien von allen angenommen werden. Auf dem Brüsseler Kongreß sollte eine Art von Consensus theologorum zustande kommen.

### *Kritik an der Regie*

Die Direktion des Kongresses hatte auf Grund der vorliegenden Referate einige „Resolutionen“ vorformuliert, über die dann in den Arbeitskreisen diskutiert und am Ende des Kongresses abgestimmt werden sollte. Außerdem hatte die Direktion unklugerweise die Leiter und Berichterstatter der Arbeitskreise in eigener Vollmacht ausgewählt. Daß die Resolutionen nicht ohne kirchenpolitische Bedeutung sein würden, war nicht schwer zu erraten. So erhob sich gleich zu Beginn des Kongresses von einer relativ starken Minderheit eine heftige Kritik an dem Vorgehen der Kongreßleitung. Man sah sich in etwa manipuliert. Aus dieser Diskussion, die den Theologenkongreß in Brüssel ziemlich beschäftigte, ergab sich der Wunsch, dem auch die Kongreßleitung entsprach, zunächst darüber abzustimmen, ob überhaupt Resolutionen beziehungsweise formulierte Grundaussichtungen verabschiedet werden sollten, und dann in den Arbeitskreisen selbst sowohl den Vorsitzenden als auch den Berichterstatter wählen zu lassen. Mit mehr als Zweidrittelmehrheit wurde an dem ursprünglichen Vorhaben festgehalten, allgemeine Grundlinien zu verabschieden. Doch sollte in einer Präambel zum Ausdruck gebracht werden, daß es sich hier nicht um einen repräsentativen Theologenkongreß handele. So lautet nun die Präambel für die Richtlinien: „Die folgenden Richtlinien sollen uns selber, aber vielleicht auch anderen Theologen und der ganzen christlichen Gemeinschaft helfen, in einer Zeit des Überganges die genannten Themen etwas klarer zu sehen. Auch wir haben eine beschränkte Perspektive und repräsen-

tieren nicht alle Kontinente, Mentalitäten und theologischen Richtungen mit gleicher Stärke. Wir wollen selbstverständlich auch keine theologischen Definitionen oder Lösungen bieten. Wir sind nur der Überzeugung, daß die folgenden Gesichtspunkte für die Theorie ebenso wie für die Praxis von Kirche und Theologie Bedeutung haben.“ Die „Resolutionen“, die am letzten Kongreßtag mit mehr als Zweidrittelmehrheit angenommen wurden, sind nach der Präambel an niemanden namentlich gerichtet, weder an den Papst noch an den Episkopat. Der Kongreßleiter, E. Schillebeeckx, hat in seiner Schlußansprache dem Kongreß, Verstimmung durch Dank wieder gutmachend, ein hohes Maß an demokratischem Verhalten in den Beratungen bescheinigt.

### *Was kann Theologie?*

Kardinal Suenens, der allen Sitzungen des Kongresses beiwohnte, hielt die Eröffnungsrede. Zunächst nannte er in einem Rückblick drei Probleme, die das Konzil als Erbe hinterlassen hat: Das Problem der *verschiedenen Ekklesiologien*, wie es im II. und III. Kapitel von Lumen gentium zum Ausdruck komme. Beide Kapitel stehen zwar entgegen einem früheren Entwurf in der richtigen Reihenfolge, „aber sie sind nicht vom selben Blut, von derselben Inspiration. Sie gleichen einer Nebeneinander- oder Übereinanderstellung der Gesichtspunkte“. Weiterhin habe das Konzil das Problem der „zwei“ *Offenbarungsquellen* nicht gelöst und schließlich harre noch als Erbe des Konzils das Problem der *Hierarchie der Wahrheiten* einer theologischen Bearbeitung. In seinem Blick auf die Zukunft stellte er die Fragen nach dem Gottesbild und nach dem Verständnis des Menschen. Hier habe die Theologie einen wichtigen Beitrag zu leisten. Gegen Schluß seiner Rede drückte Suenens die Hoffnung aus, daß „das Zweite Vatikanum nur eine Vorstufe gewesen ist und daß es eines Tages einem ökumenischen Konzil, das die Repräsentanten aller Christen der Welt vereinigt, gelingen wird, die sichtbare Einheit aller Jünger des Herrn wiederherzustellen und feierlich zu verkündigen“. Am ersten Arbeitstag befaßte sich der Kongreß mit der *Funktion der Theologie in der Kirche*. Prof. E. Schillebeeckx, Nijmegen, ging von

der Überlegung aus, daß die Theologie, früher die Königin der Wissenschaften, heute als Teilwissenschaft sowohl in ihrer Methode als auch in ihrem Inhalt durch die Resultate vor allem der Human- und Sozialwissenschaften mitbestimmt ist. Das sei in der theologischen Ausbildung mit zu berücksichtigen. Andererseits komme der Theologie die Aufgabe zu, „operationelle Modelle für das gläubige Handeln“ zu entwerfen und so „eine Basis für eine legitime und glaubwürdige aktualisierende Interpretation christlicher Vergangenheit“ zu legen. Prof. W. Kasper, Münster, faßte die Funktion der Theologie in dreifacher Hinsicht zusammen: Da der Glaube immer ein menschlicher Akt ist, der intellektuell verantwortet werden muß, hat die Theologie einmal der Humanisierung dieses Glaubensvollzuges zu dienen. Zum andern leistet die Theologie durch ihren Rückgriff auf Schrift und authentische Tradition der Kirche den Dienst, daß „Christus und sein Wort Herr in und über der Kirche bleibt und nicht durch menschliche Weisheit, menschliche Machtinteressen und geschichtlichen Opportunismus überfremdet wird“. Schließlich muß die Theologie der Kirche helfen, daß sie die „Zeichen der Zeit“ versteht und selbst ein verständliches Zeichen in der Welt bleibt. Die Theologie kann sich deshalb nicht nur bewahrend nach innen ausrichten, sondern muß ihre „missionarische“ Zielrichtung nach außen wahrnehmen. „So wird sie zur Sabotage der in der Kirche sich gegenwärtig einschleichenden Resignation und der daraus resultierenden neo-restaurativen Mentalität, welche ein Verrat an der Sendung der Kirche ist, Zeichen der Hoffnung für die Menschheit zu sein.“

Prof. J. P. Jossua, Le Saulchoir-Etiolles, fragte, wer denn heute als Theologe angesehen werden solle. Die Modelle der letzten Jahrhunderte — der kontemplative Mönch, durch seine innere Erfahrung dazu bestimmt; der Magister der Scholastik; der spekulative Theologe, durch seine Sorge und sein Genie voll konstruktiver Kühnheit ausgezeichnet, der eine beachtliche Rolle in der sehr hierarchischen sozialen Ordnung spielte; der minutiöse Gewährsmann für das orthodoxe Formulieren des Glaubensschatzes wider die Häresie und alsbald wider „die Welt“; der Gelehrte, Spezialist auf einem tradi-

tionellen Gebiet — treffen heute nicht mehr zu. Theologe ist der wahre Gläubige, „der über seinen Glauben reflektiert und durch seine bei der Taufe empfangene Zugehörigkeit zum Volk Gottes qualifiziert ist“. Dabei berief er sich auf das Wort *Congars*, daß „alle erleuchtet und aktiv“ seien. Der Theologe zeichne sich durch das Charisma und durch einen streng wissenschaftlichen, ausgewogenen und kritischen Diskurs aus, kritisch bis zur Kontestation. Allerdings stehe der Theologe auch unter der „Regulierung“ durch die Kirche, weil weder Charisma noch Diskurs ohne Grenzen sind. Doch komme der Kirche nur die Aufgabe des „Regelns“, nicht des „Maßregelns“ zu. Schließlich verwies Jossua noch auf einen anderen Charismatikertyp, den er den „Charismatiker an der Schwelle“ nannte und mit Johannes dem Täufer verglich. Dazu gehörten etwa Bergson und Simone Weil, deren „Zeigefinger, auf den Herrn der Kirche gerichtet, heute die Gabe darstellt, die wir am nötigsten haben“?

Die „Resolutionen“, die im Zusammenhang mit dieser Frage verabschiedet wurden, enthielten u. a. die Forderung nach der Freiheit der theologischen Forschung und nach der Laienhabilitation.

### *Verkündigung und Weltpräsenz*

Prof. K. Rahner, Münster, befaßte sich am zweiten Tage mit der Frage nach der christlichen Botschaft. Die Notwendigkeit einer solchen Fragestellung sah er schon deshalb gegeben, weil es nicht einmal bei denen, die sich Christen nennen und zu einer Institution sich bekennen, im Fundamentalsten eine gemeinsame Antwort gibt. Auch könne die Kirche nicht missionarisch wirken, wenn sie nicht aussagen könne, was sie eint und treibt. Und schließlich ist eine Antwort notwendig, weil eine Botschaft sich immer der jeweils konkreten Situation dessen bewußt sein muß, den sie ansprechen will. Was eine solche Botschaft wesentlich beinhalten muß, zeigte Rahner von der Dogmatik und R. E. Brown, Baltimore, vom Neuen Testament her. Eine solche Botschaft muß etwas aussagen über Gott, seine heilsschaffende Zuwendung zur Welt und zur Geschichte, sie darf Christus nicht nur als Botschafter darstellen, sondern muß ihn auch zum Inhalt der Bot-

schaft machen. Und schließlich muß diese Botschaft auch etwas über die Kirche als Gemeinschaft aussagen. Prof. H. Küng, Tübingen, legte die Kurzformel vor: „Im Licht und in der Kraft Jesu können wir in der Welt von heute wahrhaft menschlich leben, handeln, leiden und sterben, weil durch und durch gehalten von Gott, bis zum letzten engagiert für den Menschen.“

Die Frage nach der *Präsenz der Kirche in der Gesellschaft* beantwortete Prof. A. Vergote, Löwen, am dritten Tag zunächst negativ. Die Kirche führe in der Gesellschaft heute eine Randexistenz, in der Politik, in der Wissenschaft und auch auf dem Gebiet der Ethik. Will die Kirche in Zukunft wieder in der Gesellschaft präsent sein, wird sie das weniger als eine statische Institution können denn als dynamische Gruppe. Ferner wird ihr das nur gelingen, wenn sie sich mit dem Humanismus solidarisch erklärt und auf eine eigene ethische Rechtfertigung verzichtet. Nur indem sie das gemeinsame Werk einer „immer neu zu beginnenden und immer neu bedrohten Humanisierung auf sich nimmt, wird sie in der Kultur eine Kraft der Erneuerung und des Schöpferischen sein“. Eine besondere Freiheit wird die Kirche dem einzelnen zugestehen müssen in seinem Suchen nach dem Glauben und der christlichen Ethik. Die Kirche kann nicht den existentiellen Möglichkeiten des Menschen vorgreifen, sie hat eher darüber zu wachen, daß der Glaubensakt in Redlichkeit vollzogen werden kann. Nach G. Baum, Toronto, läßt sich die Kirche nicht mehr als eine *geschlossene Gemeinschaft* denken. Das Evangelium teile das Menschengeschlecht nicht in zwei Lager auf: Kirche und Welt. Man könne die Kirche nicht länger mehr zuerst als solche definieren und dann erst ihre Rolle in der Welt. Vielmehr müßten wir zuerst über die ganze Menschheit reflektieren und erst dann die Kirche als eine Gemeinschaft von Menschen sehen, die eine besondere Rolle in dieser Menschheit habe. So erweise sich die Kirche als eine *offene Gemeinschaft*, die durch ihre Mission in der Gesellschaft zu definieren ist. Dieses Selbstverständnis sei in der Ekklesiologie noch zu wenig assimiliert, es habe sich aber in der Praxis schon weitgehend durchgesetzt, z. B. in der Solidarität mit der säkularen Gesellschaft, besonders mit Gruppen, die sich der Befreiung

und der Versöhnung widmen. Ferner klammern Katholiken Elemente (z. B. kirchenrechtlicher Art) einfach aus, wenn sie ihrer Meinung nach nicht mit dem Evangelium übereinstimmen.

Nach Prof. J. B. Metz, Münster, muß sich die Kirche „verstehen und bewähren als öffentliche Zeugin und Tradentin einer gefährlichen *Freiheitserinnerung* in den ‚Systemen‘ unserer emanzipatorischen Gesellschaft“. Der zentrale Begriff „*memoria*“ ist hier nicht „eine bürgerliche Gegenfigur“ zur Hoffnung, sondern „eine bestimmte Antizipation der Zukunft als einer Zukunft der Hoffnungslosen, der Gescheiterten und Bedrängten“, von daher „eine gefährliche und befreiende Erinnerung, die die Gegenwart in Frage stellt und bedrängt“. Wichtig erschien Metz „die Frage der Spiritualität, der Ausbildung kirchlicher Spiritualität als einer Spiritualität befreiter Freiheit, die sich in der Ausbreitung gesellschaftskritischer Freiheit bezeugt und bewährt“. Dieses Zeugnis der Freiheit trägt je nach der gesellschaftlichen Situation ein unterschiedliches Gesicht, anders in der Situation der westlichen Wohlstandsgesellschaft, anders unter den Verhältnissen in den Entwicklungsländern. In der Resolution zu diesem Thema heißt es u. a.: „Darum müssen sie (die Gemeinden), ohne sich unterschiedslos jeder Gesellschaftskritik zu verschreiben, ihre gesellschaftlichen Abhängigkeiten unvoreingenommen prüfen, besonders hinsichtlich einer Verzahnung der kirchlichen Institution mit den Mächten der Unterdrückung.“

### *Strukturfragen*

Am letzten Tag ihrer Beratungen befaßte sich der Kongreß mit dem Problem der Strukturen in der Kirche. Nach Prof. B. van Iersel, Nijmegen, verdient das *überwiegend synodale Kirchenmodell* den Vorrang vor einem überwiegend hierarchischen Kirchenmodell. Der Begriff Kollegialität, der hier angewandt werden könnte, dürfte dann aber nicht auf die Amtsträger beschränkt werden, sondern müßte alle mit einbeziehen.

Nach Prof. Y. Congar, Le Saulchoir-Etiolles, vertieft sich die Ekklesiologie des Volkes Gottes zur Ekklesiologie der Gemeinschaft und Bruderschaft. Damit meinte er weniger

einen soziologischen Begriff als eine spirituelle Forderung: ein stärkeres Wissen umeinander; das Bewußtsein, am gleichen Ort beheimatet zu sein; eine gewisse *Gleichheit in den Motivierungen* und schließlich teilnehmen und teilnehmen lassen. Da das auf der Ebene der Massen nicht möglich ist, wird sich das Phänomen der „Kleingemeinden“ und „-gruppen“ noch mehr verbreiten. Die Strukturen der Kirche sind einmal im Licht ihres tiefsten Wesens, dann auch im Licht ihrer Sendung und der Forderungen der Zeit zu sehen.

Prof. M. Greeley SJ. behandelte vom Soziologischen her Modelle der Leitung in der Kirche der Zukunft. Sein Anliegen kam dann in einer der letzten Resolutionen zum Ausdruck, wo eine Neuordnung des Verfahrens für die Auswahl von Papst, Bischöfen und Pfarrern gefordert wird; „und zwar sollte eine Teilnahme des christlichen Volkes bei der Auswahl

seiner Amtsträger ermöglicht werden“.

Zur Papstwahl wurde in der Diskussion der Vorschlag geäußert, bei der Wahl mehr den Charakter des Bischofs von Rom zum Ausdruck kommen zu lassen. Das würde bedeuten, daß der Papst nicht vom Weltepiskopat gewählt wird, sondern daß der Bischof von Rom vom römischen Volk gewählt wird.

Bemerkenswert an diesem Kongreß war, daß es gelang, gemeinsame Formulierungen als „Richtlinien“ zu verabschieden. Allerdings ist ihnen keine allzugroße Bedeutung kirchenpolitischer Art beizumessen, auch wenn in einer Resolution die Diskriminierung der Frau in der Kirche kritisiert und gefordert wurde, „die mögliche Rolle der Frau in den kirchlichen Ämtern in Erwägung zu ziehen“. Denn das würde voraussetzen, daß sich das Amt in der Kirche dadurch angesprochen fühlte.

in die römisch-katholische Neu-  
besinnung über die Grenzen des Primats und der päpstlichen Unfehlbarkeit; und er konnte sich der Tatsache erfreuen, daß seit Beginn der Glaubensgespräche mit Vertretern der römischen Mutterkirche, wie in Bonn vom Delegierten des Einheitssekretariats, Prof. V. Conzemius (Luzern), erklärt wurde, „die katholischen Elemente des Altkatholizismus anerkannt werden“, mit dem Eingeständnis, daß im Altkatholizismus vier Strömungen lebendiger gewesen sind als in der Mutterkirche: die frühzeitige Erneuerung des Gottesdienstes, die stärkere Beteiligung der Laien, die landeskirchliche Autonomie und die Kollegialität der Bischöfe. So ähnlich äußerte sich auch Prof. Bläser, der allerdings nicht verschwiegen, daß das Unfehlbarkeitsdogma von 1870 „eine unüberwindliche Barriere“ bleibe.

### *Neue Gewißheit des rechten Weges*

Aus der derzeitigen Übergangssituation in der römisch-katholischen Kirche schöpfte der Kongreß neue Gewißheit, mit seiner Ablehnung der römischen Primatslehre auf dem rechten Wege zu sein. Indirekt mochte er sich bestätigt sehen durch ein Referat von Prof. Bläser, daß die Tatsache der gemeinsamen katholischen Fundamente „eine gewisse *Communicatio in sacris* — das Sakrament der Eucharistie nicht ausgeschlossen — nicht nur erlaubt, sondern ... mitunter auch ratsam“ erscheinen lasse. Aber dieses Thema war nicht Gegenstand des Kongresses. Ein vorher ausgegebenes „Arbeitsbuch“, das Prof. W. Küppers (Bonn) zusammengestellt hatte, informierte über die Geschichte der Altkatholiken-Kongresse und die altkatholischen Positionen auf dem ökumenischen Feld mit jenen dogmatischen Fundamenten, die eine Sakramentsgemeinschaft sowohl mit der Anglikanischen Kirche wie mit einigen orthodoxen Kirchen begründet (S. 17f.). Küppers erläuterte den Sinn des Generalthemas, das nicht die bewährten Grundlagen in Frage stellen, sondern die innersten Lebenslinien der Kirche entfalten wolle. Als Literatur dazu wurden H. Küng „Wahrhaftigkeit“ (Herder 1969) und E. Käsemann „Der Ruf der Freiheit“ (Mohr, Tübingen 1968) angegeben.

## *Der XX. Internationale Altkatholikenkongreß*

Vom 3. bis 6. September 1970 tagte im Beisein katholischer, anglikanischer, orthodoxer und evangelischer Gäste der XX. Internationale Altkatholikenkongreß in Bonn, seinem deutschen theologischen Zentrum seit der Exkommunikation der damaligen Theologischen Fakultät, die 1870 das Unfehlbarkeitsdogma ablehnte. Dem vierjährigen Turnus der 1871 begonnenen Kongresse gemäß hätte die Tagung eigentlich auf das Jahr 1969 fallen müssen. Sie wurde aber wegen des 100. Gedenktages des Unfehlbarkeitsdogmas auf dieses Jahr gelegt. So kam dem Kongreß eine gewisse kirchengeschichtliche Aktualität zu. Die zehn selbständige Landeskirchen umfassende Altkatholische Kirchengemeinschaft hat ihr Zentrum am Sitz des altkatholischen Erzbischofs von Utrecht, der bereits 1723 sich von Rom trennte und als der rechtmäßige Nachfolger auf dem Stuhl von St. Willebrord angesehen wird. Zur Zeit ist Erzbischof J. Brinkbues der Präsident der „Utrechter Union“ und übt sein Amt als Primus inter pares aus. Er hat auch den Kongreß nach Bonn einberufen, an dem 600 Vertreter, Bischöfe, Priester und Laien, aus Europa und Amerika teilnahmen. Das Generalthema der vier Sektionen lautete: „Kirche in Freiheit und Bindung“. An dem

Altkatholikenkongreß nahmen auch zwei Vertreter der Deutschen Bischofskonferenz, die Mitglieder der Ökumenischen Kommission sind, teil: Weihbischof W. Kampe, Limburg, und Weihbischof Kleinermeilert, Trier. Und Prof. P. Bläser vom Adam-Möhler-Institut in Paderborn hielt als katholischer Vertreter ein Referat. Diese katholische Teilnahme zeigt, daß der Kongreß keine provozierende Spitze gegen Rom sein sollte, obwohl er eine Bekräftigung seiner Absage an das Unfehlbarkeitsdogma von 1870 vollzog. Das geschah allerdings bereits am 18. Juli 1970 durch eine Kundgebung des Erzbischofs von Utrecht und des altkatholischen Bischofs von Bern U. Kury, positiv im Bekenntnis zum historischen Primat des Bischofs von Rom als Primus inter pares in der Wahrnehmung eines *Dienstamtes*, negativ in der Ablehnung des Ersten Vatikanums als Ökumenisches Konzil, verbunden mit Hoffnungen, die das Zweite Vatikanum erweckt habe. Der Altkatholikenkongreß war also in verschiedener Hinsicht aktuell: er weckte mit seiner Herkunft teils aus dem Utrechter Schisma Erinnerungen, die bereits im Zusammenhang mit dem Niederländischen Pastoralkonzil von konservativen Kreisen genannt wurden; er traf mitten hinein